

Um die Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland

Von IVO ZEIGER S. J.

Das seelsorgliche Bild Deutschlands hat sich in den letzten Jahren von Grund auf gewandelt. Das weiß der Seelsorger selbst, das fühlt auch das Kirchenvolk. Um was es uns aber hier geht, wenn wir von einer Lebensfrage, ja von der Lebensfrage der Kirche Deutschlands sprechen, ist nicht etwa unser verändertes Denken und Empfinden in religiösen Dingen, auch nicht die Erörterung von Verbesserungsvorschlägen für die seelsorgliche Methode, die Predigtweise, die Organisationsform — es geht uns um etwas sehr Vordergründiges und dabei so Wichtiges, daß es all das Genannte an Bedeutung überragt: Gott hat durch den Aufbruch von Millionen heimatlos Gewordener ein Riesenkreuz in unserem Volke aufgerichtet — und an diesem Kreuz können wir nicht gedankenlos vorübergehen. Es ist ein Anruf Gottes, den zu hören und nach seiner ganzen Schwere zu verstehen es hoch an der Zeit ist. Im Lärm unserer Alltagsorgen, beim Räderknarren der Verwaltungsmaschine, beim Marktgeschrei der schon wieder so lauten Partei- und Weltpolitik sind wir in Gefahr, ihn zu überhören. Und doch wächst dieser Anruf täglich an Eindringlichkeit, denn noch immer ist das Kreuz, dieses Kreuz, im Wachsen.

Es geht, wie sich zeigen wird, in der Tat um die Zukunft der katholischen Kirche in Deutschland. Das Einstürmen von Millionen ärmster Menschen in unseren bereits noterfüllten Raum hat ein Anliegen der Seelsorge wachgerufen, das neben den bevölkerungspolitischen, wirtschaftlichen und karitativen Auswirkungen uns katholische Deutsche um so stärker bedrängt, je höher die Anliegen des Gottesreiches über den Belangen des Erdenreiches stehen. Wohl richtet sich dieser Anruf zunächst an die berufenen amtlichen Seelsorger in der Kirche; aber wenn die ungeheure Aufgabe, die seelsorgliche Not der Zeit zu heben, gemeistert werden soll, muß das opfervolle und bald schon verzweifelte Ringen der Priester getragen sein von dem wissenden Verständnis aller, von der entschlossenen Mitarbeit und der warmen Anteilnahme des gesamten katholischen Deutschlands.

DER TATBESTAND

Eine erste Feststellung: Die kirchliche Geographie Deutschlands ist verändert. Wir denken meistens noch in Begriffen, die dem Stande von 1933, vielleicht sogar von 1914 entsprechen. Damals konnte man noch, in Erinnerung an ein vom Westfälischen Frieden 1648 geschaffenes

Machtverhältnis und in Weiterführung des alten: *Cuius regio, eius religio*, von katholischen und protestantischen Städten oder Ländern sprechen, Bayern, Rheinland oder Westfalen als vorwiegend katholisch, Thüringen, Sachsen, Mecklenburg oder Schleswig-Holstein als ausgeprägt protestantisch bezeichnen.

Heute stimmt das nicht mehr. Schon seit 1870 hatte im Gefolge des Industrieaufschwunges eine erhebliche Binnenwanderung begonnen, die zunächst nur das Gesicht der Städte veränderte. Aber sie hielt sich in überschaubaren Größen. Als jedoch in den letztvergangenen Jahren der freie Wanderwille des Einzelnen abgelöst wurde vom freischaltenden Kollektivwillen des totalen Staates, schnellte die Binnenwanderung wie eine Fieberkurve in immer steileren Ansätzen zur Höhe: Neue Industriezentren entstanden, beinahe über Nacht, und mit ihnen Arbeiterkasernen, Siedlungen, Städte; dann kam die totale Arbeitsverpflichtung und verschob Angestellte und Arbeiter nach Belieben; die „totale Erziehung“ unserer Jugend schuf Landjahr, Landverschickung, Arbeitsdienst; der totale Krieg brachte schließlich Millionen in Bewegung, entfernte die Bevölkerung aus dem Kampfgebiet, verpflanzte die Ausgebombten oder Bedrohten, führte „befreite Volksgenossen“ aus uraltem Siedlungsland in die Heimat zurück; die totale Niederlage endlich führte zum grauenvollen Höhepunkt: zur Ausweisung von Millionen. Man kann sagen, daß ein hoher Hundertsatz unsres Volkes wie Geröll in einer Gletschermühle in Bewegung geraten ist. Naturgemäß konnte bei der Neuansiedelung keine Rücksicht genommen werden auf religiöse Zusammengehörigkeit und seelsorgliche Bedürfnisse. Damit ist eine „Wandernde Kirche“ entstanden, die katholische und protestantische Gebiete, Stadt und Land überflutete und sich schon heute zu einer „Kirche in der Zerstreuung“, zur Diaspora in einem bisher ungekannten Ausmaß zu verfestigen droht.

Vergegenwärtigen wir uns den neuen Zustand unserer Bistümer. Schon die Aufteilung Deutschlands in Zonen und die Schaffung neuer Länder, zum Teil in willkürlicher Grenzziehung, hat der kirchlichen Verwaltung und damit der geordneten Seelsorge erhebliche Schwierigkeiten gebracht. Das Altreich zählte 25 kirchliche Sprengel; davon sind zwei restlos verlorengegangen: Ermland in Ostpreußen und Schneidemühl am Korridor. Das Erzbistum Breslau hat nur einen kleinen Rest seines Umfangs diesseits der Neiße gerettet, jedoch immerhin ein Gebiet, das etwa 180 000 Katholiken beherbergt und an Ausdehnung nicht hinter der Diözese Aachen oder Speyer oder Eichstätt zurücksteht; der Sitz der Verwaltung ist in Görlitz an der Neiße. 13 Bistümer genießen den Vorteil, daß ihr Gebiet innerhalb einer und derselben Zone liegt (6 im rechtsrheinischen Bayern, ferner Speyer, Trier, Aachen, Münster, Hildesheim, Meißen und Görlitz), während die restlichen 10 durch Zonengrenzen zerschnitten wurden (Freiburg, Rottenburg, Mainz, Limburg, Fulda, Würzburg, Köln, Paderborn, Osnabrück, Berlin). Damit ist in vielen Fällen der geregelte Verkehr zwischen Bischof, Geistlichkeit und Volk äußerst erschwert, die Versetzung der Priester behindert, das innere Band der Einheit gefährdet.

Noch unübersichtlicher wurde die Lage durch die Schaffung neuer Länder, deren Grenzen nun die Bistumsgrenzen nochmal überschneiden. Die bayerischen Diözesen (jedoch nicht Würzburg), einschließlich Speyer, kamen dabei am besten weg: Zonen- und Landesgrenzen decken sich wie früher mit der kirchlichen Bistumsgrenze. Andere Bistümer dagegen sehen sich vor einer reichlich verwickelten territorialen Neuordnung: Mainz mit einem linksrheinischen Anteil im Lande Rheinland-Pfalz und zwei räumlich getrennten Gebietsstreifen um Darmstadt und um Gießen, im Lande Großhessen; Köln und Limburg ähnlich; Würzburg in Bayern und Thüringen; Fulda in Großhessen und Thüringen; Paderborn reicht vom Lande Rheinland-Westfalen über Niedersachsen nach Sachsen-Anhalt (Halle); Osnabrück gar darf sich rühmen, gleich sechs neue Länder in Reichweite zu haben: Rheinland-Westfalen, Niedersachsen, Bremen, Hamburg, Schleswig-Holstein und Mecklenburg. Wollte man heute eine Diözesankarte Deutschlands anfertigen, sie würde an Farbenbuntheit hinter der verwirrenden Pracht moderner Gemälde nicht zurückstehen.

Innerhalb dieser bereits reichlich in Unordnung geratenen Bistumsgeographie ist nun die besondere Neulage unserer Diaspora zu sehen. Nachdem einmal das aus der Reformationszeit stammende Prinzip, daß der Landesherr auch das religiöse Bekenntnis seiner Untertanen einheitlich bestimmt, durchbrochen war, bildeten sich in vordem rein protestantischen Ländern oder Landesteilen kleine katholische Gemeinden, und umgekehrt; sie lebten in der Zerstreuung, in der Diaspora, d. h. als verschwindende Minderheit in einer religiös fremden Umgebung. Einige Bistümer besaßen und besitzen solche Diasporadistrikte innerhalb ihres eigentlichen Bistumsgebietes, so z. B. Rottenburg, Bamberg, Fulda, Limburg, Speyer oder die ausgeprägten Diasporadiözesen Hildesheim, Berlin, Meißen. Anderen Bistümern wurden derartige Diasporasprenkel, außerhalb des Bereiches, manchmal weitgetreunt abliegend, zu seelsorglicher Betreuung zugewiesen, gleichsam ein Stammland mit einer vorgeschobenen Grenzmark. So betreut z. B. Würzburg eine Diaspora in Thüringen, Fulda ebenso, Paderborn in Mittelddeutschland (ehemalige Provinz Sachsen), Osnabrück in Schleswig-Holstein und im entlegenen Mecklenburg.

Früher konnten die verhältnismäßig wenigen Katholiken in der Diaspora von einigen Seelsorgsposten aus genügend erfaßt werden. Nun aber verschob sich infolge des Einströmens von Millionen fliehender oder ausgewiesener Menschen die Lage von Grund auf.

Zweite Feststellung: Nicht nur die Geographie, sondern auch das kirchlich-seelsorgliche Bevölkerungsbild hat sich verändert, Dort wo Flüchtlinge in gut ausgebauten Bistümern des Südens oder Westens unterkamen, ist das seelsorgliche Anliegen nicht so drückend. Die erhöhte Seelenzahl bedeutet zwar für den eingesessenen Klerus einen Zuwachs an Seelsorgsarbeit, aber bei gutem Willen und gesteigerter Opferfreudigkeit läßt sich die Aufgabe meistern. Denn die materielle und rechtliche Grundlage

ist ja seit alters gegeben und ausgebaut: Pfarreien, Kirchen und Kapellen, kirchliche Einrichtungen verschiedenster Art.

Ganz anders liegen die Dinge dort, wo die Flüchtlinge in Gebiete kamen, die bisher kaum oder überhaupt nicht von katholischer Seelsorge erfaßt werden mußten, in der Diaspora im vollen Sinne des Wortes. Wo bisher in einem weiten Umkreis mit vielleicht Hunderten von Städtchen und Dörfern nur wenige katholische Familien wohnten und daher eine kleine Missionsstation mit einem oder höchstens zwei Priestern vollauf genügte, wo katholische Pfarreien, Gotteshäuser und jedwede kirchliche Einrichtung fehlten, sind nun gleichsam über Nacht in jeder Stadt und bis in den letzten Flecken hinaus große katholische Streugemeinden entstanden. Im Durchschnitt muß man rechnen, daß die Katholikenzahl der Diaspora sich verzehnfacht hat, und diese Zahl ist eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Ein Diasporagebiet, das bisher unbedenklich als bloße Beigabe einer Diözese zur Betreuung anvertraut werden konnte, beherbergt nun ein Kirchenvolk, das an Seelenzahl die Mutterdiözese erreicht, vielleicht sogar übersteigt, also ein selbständiges Bistum bilden könnte — und sagen wir gleich, auch bilden sollte.

Dazu einige Zahlen, wenn auch unvollständig und infolge des noch immer fließenden Zustandes notwendig ungenau: Fulda meldet im Herbst 1946 einen Zuwachs von über 800 000 Katholiken, Hildesheim von über 700 000, also beinahe eine Verdreifachung des Gesamtbestandes, Paderborn über 600 000 Neukatholiken; das Bistum Osnabrück ist um 1 200 000 Seelen gestiegen; davon sind z. B. nach dem ausgeprägt protestantischen Mecklenburg unter etwa 900 000 Flüchtlingen ungefähr 400 000 Katholiken gekommen, nach Schleswig-Holstein ungefähr 300 000. Eine Gemeinde Holsteins z. B. hatte früher 300 Katholiken, heute 11 000, also annähernd das 35fache. Noch ein Beispiel aus der Diözese Berlin: Die katholische Gemeinde Demmin in Pommern, die früher von einer Kirche und einer Kapelle aus leicht die wenigen Katholiken in ihrem Umkreis versehen konnte, steht heute vor der Notwendigkeit, alle vier Städte und 220 Dörfer ihres Sprengels zu besuchen, weil erhebliche Katholikengruppen bis ins letzte Dorf eingesiedelt wurden.

So ergibt sich als annäherndes Gesamtbild, daß in den Gebieten Nord-, Mittel- und Ostdeutschlands, die bis vor wenigen Jahren als fast ausschließliche Domäne der protestantischen Bekenntnisse bezeichnet werden konnten, nun plötzlich beachtliche katholische Gruppen Fuß fassen mußten, die mit 4—5 Millionen nicht zu hoch gegriffen sind: Mecklenburg etwa 400 000, Pommern und Brandenburg (Anteil des Bistums Berlin und der Verwaltungsstelle Görlitz) wohl kaum weniger, Sachsen (Bistum Meißen) ungefähr 700 000, Mitteldeutschland (Paderborner Anteil) wohl um 800 000, Thüringen ungefähr 800 000, Schleswig-Holstein und das Gebiet der Hansastädte ebenfalls mindestens 400 000 — Zahlen vom Ausmaß einer mittleren deutschen Diözese. So ist aus dem Flüchtlingsproblem, das so vielfältige schwere und schwerste Not über uns gebracht hat und uns vor fast unlösbare Aufgaben wirtschaftlicher, karitativer und politischer Natur stellt, im seelsorglichen Be-

reich ein Diasporaproblem von bisher ungekannten Ausmaßen geworden. Die aus vergangener Zeit uns vertraute Landkarte der konfessionellen Einteilung Deutschlands hat ebenso aufgehört wie die politische Reichs- und Länderkarte. Es gibt keine ausgeprägt protestantischen Gebiete mehr, wie auch keine ausgeprägt katholischen; denn was uns getroffen hat, traf ebenso unsere getrennten Brüder, so daß z. B. eine ehemals rein katholische Diözese wie Passau heute eine beachtliche protestantische Minderheit beherbergt.

Eine dritte Feststellung, und sie ist bitter und betrüblich: Die Seelsorgsnot ist vielmals größer als die bisher eingesetzte Seelsorgskraft. Es liegt dies zunächst einmal an den Schwierigkeiten, die sich jedem Versuch, der Aufgabe Herr zu werden, turmhoch entgegenstellen. Wir wollen die Seelsorgsnot, die ganz allgemein alle deutschen Bistümer traf, außer acht lassen und nur die Verhältnisse unseres neuen Missionslandes betrachten. Es ist im echten Sinn Missionsland, d. h. Seelsorgsgebiet, wo es von Grund auf neu zu beginnen gilt, und zwar unter den ärmlichsten Bedingungen.

Wie bereits gesagt, waren die Diasporagebiete für die seelsorgliche Erfassung so vieler Katholiken in keiner Weise vorbereitet oder ausgebaut. Es war nicht so — und konnte auch gar nicht sein —, daß etwa ein ausgedehntes Netz von Seelsorgstationen, mit Gottesdiensträumen, Pfarrhäusern und kirchlichen Anstalten allüberall bereitstände, sondern die seelsorglichen Einrichtungen folgten nur mühsam den in die Diaspora abwandernden Gläubigen nach. Da früher der katholische Zuzug sich im allgemeinen auf Beamte, Angestellte und Industriearbeiter beschränkte, bildeten sich Diasporagruppen gewöhnlich nur in den größeren Siedlungszentren; das flache Land konnte nach wie vor beinahe unberücksichtigt bleiben. Der Flüchtlingsstrom dagegen mußte, bei der Zertrümmerung der Städte, der Stillegung der Industrie, vorwiegend von kleinen Landstädtchen und Dörfern aufgesaugt werden. Die Folge war, daß z. B. ein Diasporapfarrer nun ein Gebiet von etwa 50 oder 100 Ortschaften nicht mehr bloß dem Namen nach, sondern in der ganzen Fülle des Einsatzes sein eigen nennen muß. Das Bistum Berlin meldet als Mindestdurchschnitt 30 Orte für eine Seelsorgsstelle, in nicht seltenen Fällen steigt die Zahl auf 70, 100, ja über 200. Das gleiche gilt für Görlitz, Sachsen, Thüringen, Schleswig-Holstein, Mecklenburg.

Dabei kann der Priester nicht wie in normalen Zeiten mit allen Verkehrsmitteln moderner Technik rechnen: Auto und Motorrad fallen praktisch für ihn weg, sein Fahrrad — sofern er es noch besitzt — steht bald wegen Reifenmangels still, der Eisenbahnverkehr gerade auf den kleinen Strecken ist entweder noch nicht im Gang oder nicht selten gerade an Sonntagen gesperrt, und Strecken von 20—40 Kilometern nach Apostelart zu Fuß machen, erfordert nicht nur eine gute Ernährung und jugendliche Bärennatur, sondern vor allem auch Schuhsohlen, Dinge, die heute im Reich der Wunschträume bleiben. Die kirchlichen Behörden melden in beängstigend steigender Zahl das gesundheitliche Zusammenbrechen ihrer Seelsorger an dieser schwersten Front, und einer der Bischöfe äußerte, daß er mit Erfolg eigentlich nur kernstarke Priester unter

35 Jahren einsetzen könne. Das Wort mag vielleicht etwas zugespitzt sein, aber sicher ist, daß die hohen Ansprüche an die Körperkraft der Priester nach jungen, körperlich gesunden und unverwundlich widerstandsfähigen Naturen verlangt. Auch deshalb, damit der jugendliche Schwung und die unverbrauchte Spannkraft leichter hinweghelfen über bittere Enttäuschungen, drückende Einsamkeit und Verlorenheit auf unübersehbarem Arbeitsfeld und eine täglich höher steigende Sturmflut von Elend und Not. Die Hilferufe des eingesetzten Diasporaklerus sind erschütternd und erinnern an die verzweifelten Meldungen von Truppen, die abgeschnitten, umzingelt, erschöpft auf verlorenem Posten kämpfen: Wir brauchen Ersatzkräfte, Ablösung, sonst gehen wir alle unter; einer nach dem andern bricht zusammen!

Kann Hilfe kommen? Ja, aber auch hier türmen sich die Hindernisse. Es müßten allüberall Gottesdiensträume, Wohnungen für Priester, kirchliche Anstalten und Heime, Schwesternstationen erstehen. Aber selbst wenn diese Menschenverschiebung ohne einen vorausgegangenen, verlorenen Krieg, im tiefsten Frieden, bei wirtschaftlichem Wohlstand des Volkes gekommen wäre, hätte es der Anstrengung und großer Opfer des gesamten deutschen Katholizismus bedurft, um in der notwendig kurzen Zeit für die zugewanderten Katholiken den neuen Raum kirchlichen Lebens zu schaffen. Nun aber hat diese Not uns getroffen in einem Augenblick wirtschaftlicher Vernichtung: die Gütererzeugung steht still, Rohstoffe mangeln, das Geld ist verknappt, der Verkehr zerschnitten, die ehemals wohlhabenden katholischen Gebiete wie Rheinland, Westfalen und Süddeutschland sind selbst schwer getroffen, haben manchmal, wie z. B. das Bistum Aachen, bis zu 85 % der eigenen Kirchen und kirchlichen Gebäude in Trümmern liegen. Die Gebefreudigkeit der Gläubigen ist überall bis an die Grenze beansprucht, private Hilfe wird nie genügen, öffentliche Mittel von seiten der verarmten Staatskassen oder auch nur aufrichtige Förderung ist vor allem in der Ostzone kaum zu erwarten. Schon die bloße Tatsache, daß alle Wohnungen überbelegt sind, stemmt sich der Absicht entgegen, neue Seelsorgstellen zu errichten.

Dazu kommt die Priesternot selbst. Gerade die Jahrgänge junger, in der Vollkraft der Mannesjahre stehender Priester wurden durch den Krieg gelichtet: das Blutopfer des deutschen Welt- und Ordensklerus an Gefallenen, Verschollenen, Krüppeln oder Schwerkranken ist äußerst hoch; der Nachwuchs an Theologiestudenten fiel durch Einberufung und Kriegsverlust seit acht Jahren fast ganz aus, wir stehen im Seelsorgsnachwuchs vor dem Ausfall einer ganzen Generation.

Aber selbst dem opferbereiten und willigen Priester wird der Weg an die bedrohte Front nicht leicht. Die Zonengrenze nach dem Osten hin bedeutet gewöhnlich eine wirkliche Sperre. Verhängnisvoll wirkt sich auch die weitgehende Abhängigkeit aus, in der die östliche Diaspora von westlichen Diözesen steht. Sie, die wie ein Kind der stets nahen und nährenden Brust der Mutterdiözese bedürfte, ist durch die politische Verwaltungseinteilung von ihrem kirchlichen Nährboden praktisch abgeschnitten. Die Gefahr liegt nahe,

daß in der Mutterdiözese das Kind in der unerreichbaren Ferne — unerreichbar auch bei bestem Willen — an den Rand der Aufmerksamkeit gerät, um so mehr, je mehr die Not im eigenen Heim alle Kräfte bindet, daß jedoch bei den in der Ferne Arbeitenden und Darbenden das bittere, wenn auch unberechtigte Gefühl sich einschleicht, verlassen und verloren zu sein.

Dies nicht zuletzt deswegen, weil die Arbeit in der Diaspora schon immer und heute in verstärktem Maße ein hartes Wirken nicht so sehr im Weinberg, sondern im Steinbruch Gottes ist. Gewiß erzählen alle Priester von rührender Hirtenfreude, von nie gekanntem Trost gerade mitten in tiefster Not, von einer beglückenden Dankbarkeit und Hochachtung, die ihnen ihr Volk entgegenbringt, weil es seine Priester sieht in gleicher Not, in der gleichen Notwohnung oder erbärmlichen Baracke, auf dem gleichen armen Strohsack, in der Buntheit einer zusammengebettelten Kleidung, und doch wirkend mit der unerschöpflichen Liebe und verklärten Heiterkeit des guten Hirten und Vaters. Aber das täuscht doch diese bewundernswerten Apostel nicht über die schweren Gefahren, unter denen das Seelenheil ihrer Herde steht, nicht über die bedenklichen Gebrechen, an denen schon die Grundlage ihrer Seelsorge krankt.

Tatsache ist, daß Hunderttausende von Katholiken entweder gar nicht oder nur allzu spärlich erfaßt werden; sie sterben ohne Sakramente, werden beerdigt ohne Priester, Neugeborene warten umsonst auf die feierliche Taufe, Kinder wachsen ohne Unterricht heran und wissen kaum mehr etwas von all dem Beseligenden, das unser katholisches Kinderherz so froh bewegte. Sie leben in einer Wohnungsenge, die jeden Schutz ihrer unberührten Seele ausschließt. Und dies oft unter dem Ansturm einer Jugenderziehung und staatlichen Betreuung, die nur allzu klare Ziele verfolgt. Es ist gerade die Not der Kinderherzen, die allen Seelsorgern am tiefsten ans Herz greift.

Und die Erwachsenen? Es ist seit langem bekannt, daß das Leben in der Diaspora eine Art Sonderschulung voraussetzt, wenn es nicht in religiöse Gleichgültigkeit abgleiten soll. Unsere alten Diasporakatholiken gehörten zu den besten der Kirche; denn sie hatten gelernt, auch bei starker Einsamkeit sich im Felde zu behaupten. Mehr als der Gläubige im geschlossenen katholischen Gebiet brachten sie Opfer für Bekenntnis und Glaubensübung. Wohl fehlte ihnen der äußere Schutz alter kirchlicher Überlieferung, tragender Umwelt und herzerhebender Gottesdienstfeier; dafür hatten sie sich aber eine tragfähige Welt im Inneren gebaut, eine Burg eigenständiger Frömmigkeit und Kirchentreue, das heilige kostbare Erbe ganzer Diasporageslechter.

Leider kann man von dem überwiegenden Teil der neugekommenen Katholiken nicht behaupten, sie seien diasporareif. Das soll kein Vorwurf sein; denn sie sind nicht schuld daran. Sie kommen fast durchweg aus geschlossen katholischen Gebieten, wo die Teilnahme am kirchlichen Leben zur selbstverständlichen Überlieferung gehörte und daher fast zwangsläufig zur einfach geübten Formalität ward, nicht zum opfervoll erworbenen Besitz. Kein Wunder also, wenn sie in der neuen, ungewohnten Lage nicht die gewünschte

Festigkeit beweisen. Man kann auch vom Durchschnitt der Menschen nicht ständig heroische Opfer erwarten. Wo eine außerordentliche Not über die Seele hereinbricht, wo alle Auswege verbaut scheinen, kann es leicht geschehen, daß ein Ausweg beschritten wird, der vielleicht den Normen des sittlichen Gesetzes oder den Bestimmungen des Kirchenrechtes nicht mehr entspricht. Gemischte Ehen waren schon immer eine offene Wunde in der Diaspora; denn selbst wenn sie kirchlich geschlossen wurden, konnten sie in ganz unkatholischer Umwelt nicht immer auch wirklich katholisch gelebt werden; sie blieben Ehen ohne katholischen Nachwuchs, eine Buchung auf der Verlustseite. Die neue Diaspora wird nicht weniger auf dieses Konto abschreiben müssen.

Auch eine andere Erscheinung, die dem Außenstehenden recht betrübend, ja unbegreiflich erscheinen muß, ist psychologisch sehr wohl begreiflich: die Teilnahme von Katholiken am andersgläubigen Gottesdienst. Zunächst einmal sind die vergangenen Jahre, wo von der Staatsführung zielbewußt auf die Verwischung der konfessionellen Grenzen hingearbeitet wurde, nicht spurlos an uns vorübergegangen. Nun leben die Ausgewiesenen in bedrückender Not, auf engstem Raum zusammengepfercht zu einer freudlosen Primitivität des Lebens. Was sie in der Heimat an lieben Gegenständen, künstlerischen Werten, herzerhebenden und gemütsbetonten Freuden besaßen, ist blinden Mächten zum Opfer gefallen. Und doch tragen sie alle im Herzen das Heimweh und die Sehnsucht nach dem, was unser brutales Alltagsleben dem höheren Menschen lebens- und liebenswert macht, nach Erhebung des Herzens, Seelenkultur, gemütvollen und religiösen Werten; am meisten unsere Mitbrüder aus dem schlesischen und sudetendeutschen Stamm, die von Natur und Anlage mit einem reichen, tiefen Gemüt ausgestattet sind und in denen die Erinnerung nachschwingt an die Schönheit ihrer Heimerde, an den hellen barocken Schwung ihrer altehrwürdigen Kirchen aus ehemals österreichischem Kunstschaffen, an den warmen, herzlichen Ton ihrer religiösen Feiertage.

Wenn diese Ärmsten aus der Dürftigkeit ihrer Baracken, aus ihrem düsteren Bethlehemsstall in eine Stunde himmlischen Vergessens sich sehnen, wenn sie auch bei bestem Willen weitem keine Kirche ihres Glaubens oder höchstens einen dürftigen Diasporagottesdienst in armseliger Notkirche finden, wer wird sie als Abtrünnige zu verurteilen wagen, wenn sie aus einer Art verzweifelten religiösen Hungers dorthin gehen, wo sie doch eine religiöse Feier in einer wirklichen Kirche entdeckten, nämlich in der Kirche des anderen Bekenntnisses? Evangelische Pastoren sagen, daß die katholischen Heimatvertriebenen zu ihren fleißigsten und frömmsten Kirchgängern gehören.

Nein, es liegt uns ferne, deswegen einen Stein auf solche Katholiken zu werfen, noch weniger auf die Diener der andern Konfession. Im Gegenteil sei auch an dieser Stelle das hohe Verdienst dieser Männer anerkannt, die in freiem Entgegenkommen unseren Priestern ihre Kirche für den katho-

lichen Sonntagsgottesdienst zur Verfügung stellen. Hier ist eine Denkweise aufgebrochen, die in Deutschland vor 1918 unvorstellbar war und uns alle zu ernster Besinnung anregen muß. Aber um so mehr erhebt sich vor uns die heiligfordernde Pflicht, einer so ungewohnt und mächtig sich offenbarenden Seelennot unserer katholischen Brüder und Schwestern mit allen Mitteln zu Hilfe zu eilen.

FOLGERUNGEN

Es gilt, aus den nüchternen Tatsachen, die so still sind und doch so laut rufen, die Grundsätze für unsere katholische Tat zu ziehen.

Die erste Folgerung: Deutschland ist Missionsland geworden, wenigstens auf weite Strecken hin. Vielleicht erschrecken wir vor dem Wort Missionsland, lehnen es unwillig ab, weil wir bei dem Begriff an ferne, kulturlose, christusfremde Länder denken. Aber unsere Ablehnung und unser Entsetzen ändern nichts an der Tatsache. Das harte Wort trifft uns in Deutschland ebenso wie andere sogenannte katholische oder christliche Völker Europas. Wir alle müssen uns an den Gedanken gewöhnen, wieder Missionsland geworden zu sein. Jede andere Auffassung würde auf einer Denkweise beruhen, die vor 100 Jahren vielleicht noch stimmte, wo man die kirchliche Welt in katholische Länder und nichtkatholische Missionsländer einteilte. Das ist vorbei. Wohl zehren die Völker der Alten Welt noch von einer hohen, reifen christlichen Überlieferung; aber sie sind nicht mehr in ihrer Gesamtheit christlich oder katholisch; sie sind nachgeborene, verstädterte, seelisch leergewordene Söhne, die im schlichten Vaterhaus ihrer starken Alvordern herumgehen, deren Glauben, Lebensform und Kunstschaffen bewundern, nachtrauernd studieren, nachahmen oder auch mit überheblichem Lächeln in den Winkel schieben.

Wir haben heute in Deutschland echtes Missionsland. Denn im Grunde ist Missionsgebiet überall dort, wo weite Schichten von Christus nichts wissen — wobei es schließlich von untergeordneter Bedeutung ist, ob sie noch nie etwas wußten oder ob sie das Wissen früherer Geschlechter verloren haben — und wo also eine erhebliche Seelenzahl in ernster Heilsgefahr schwebt. Diese Schichten setzen sich in Deutschland vornehmlich aus zwei Gruppen zusammen:

Da sind zunächst unsere gefährdeten Glaubensbrüder, vor allem die Kinder, in der neuentstandenen Diaspora. Ihre Seelsorgsnot ist groß, sie wächst von Monat zu Monat und ruft unsere Tat, unsere rasche Tat, wenn nicht eines Tages ihre Seelen vor Gottes Thron unsere Säumigkeit anklagen sollen.

Da sind weiterhin, allüberall in allen Städten und Dörfern des Landes, die Nicht-mehr-Christen, ganz gleich, aus welchem Bekenntnis sie oder ihre Eltern kommen. Der praktische Seelsorger weiß wehen Herzens um ihr Vorhandensein. Aber in der Gesamtbetrachtung wird diese Gruppe leider nicht selten zu wenig in Rechnung gestellt. Vom kirchlichen, rein for-

malen Standpunkt aus gesehen, sollte sie ja auch nicht da sein, existiert nur widerrechtlich, also gleichsam „illegal“. Aber sie existiert, und in sehr erheblichem Ausmaß. Jeder Pfarrer kennt die hohen Zahlen derer, die dem Sonntagsgottesdienst beharrlich fernbleiben, die nicht mehr Ostern halten, die bei Eheschließungen oder Ehescheidung sich kaltblütig über das Gottesgesetz hinwegsetzen und damit der Kirche vollends entfremden.

Wir dürfen auch nicht der Täuschung verfallen, es seien ja selbst in den Zeiten des umfassendsten Sturmlaufs gegen die christlichen Kirchen nur wenige gewesen, die den Kirchenaustritt vollzogen haben. Gewiß, diese Feststellung war damals eine Quelle des Trostes und starker Zuversicht; im Verhältnis zur aufgewandten Propaganda und zur verführerischen Lage, wie sie sich damals darbot, haben weniger Christen diesen letzten Schritt vor den Behörden getan, als vielleicht Schwarzseher in unsern Reihen vermutet hatten. Doch stellen wir einmal die Frage: wie wäre das Ergebnis, wenn nicht die Tatsache der Geburt und Taufe von Kindheit her die amtliche bürgerliche Zugehörigkeit zur Kirche festlegen würde, sondern eine ausdrückliche Willenserklärung im reiferen Alter? Und was bedeutet schließlich, vom Seelsorger her gesehen, die formelle Namensführung in Büchern oder Karteien, wenn das Leben des Christen wenigstens in einigen wesentlichen Punkten, nicht praktisches Christentum zeigt?

Die Gruppe der Nicht-mehr-Christen existiert, und sie ist eine stille, manchmal auch eine sehr laute und tatkräftige Macht im Lande. Doch auch dieses Wort: sie ist eine Macht, ist falsch gesetzt und verführt uns zu leicht, in die bloße Abwehr zu gehen, uns ihr gegenüber in Schutzstellungen zu verschanzen, wie wir uns in Deutschland seit dem Ausgang der Religionskriege des 17. Jahrhunderts allzu sehr auf Abwehr und Sicherung des verbliebenen Besitzstandes beschränkt haben. Die Nicht-mehr-Christen sind doch dem Seelsorger eine Aufgabe, ein Missionsauftrag; sie erinnern uns täglich, daß wir in einem Missionslande leben.

Damit stehen wir vor der zweiten Folgerung: Seelsorge im Missionsland erfordert Missionsmethode. Missionsmethode aber setzt ein Missionsziel voraus, nämlich: dem Gottesreich Neuland gewinnen wollen. Es soll hier nicht gesprochen werden von einer etwaigen Absicht, den Besitzstand fremder Konfessionen anzugreifen, Proselyten zu werben und zu machen. Viel dringlicher ist die Rettung und Wiedergewinnung unserer Gefährdeten oder Verlorenen. Sie sind rechtlich und formal unser Erbgut, aber gerade ihnen gegenüber gilt das Wort: Erwirb es, um es zu besitzen! Unser apostolisches Schaffen muß eindeutig eingestellt werden auf Neuerwerb; bloße Erhaltungsseelsorge genügt nicht.

Der kirchliche Bestand sah sich im abgelaufenen Jahrhundert einem an Wucht und Umfang ständig wachsenden Angriff ausgesetzt. Wir haben mit bewundernswerter Kraft, Verbissenheit und nicht ohne Erfolg unsere Stellungen verteidigt; aber wir werden nicht leugnen können, daß in diesem Abwehrkampf eben doch Gräben geopfert, Einbrüche hingenommen werden

mußten. Man kann und muß in einem verwundeten Schiff die Schotten schließen, um den Rest des Schiffskörpers gegen die nachdrängenden Wasser abdichten. Aber wenn die havarierten Stellen sich häufen und wenn es nicht gelingt, die eingedrungenen Gewichtsmassen auszuschalten oder auszugleichen, so wird das Schiff mit Schlagseite fahren und an Fahrsicherheit verlieren, mag der unversehrte Schiffsteil noch so praktisch, gediegen, künstlerisch schön eingerichtet sein.

Entspricht das Bild nicht in etwa unserer Seelsorgslage? Wir haben um unseren Besitzstand tapfer gekämpft, haben jeden Einbruch sofort abzudichten gesucht, haben sein Inneres in Sauberkeit und Ordnung, in Zucht und Regsamkeit erhalten, ja ihn mit allen Handhaben einer vielseitigen Organisation, mit allen Werten einer gehobenen Geistigkeit, mit allen Schönheiten einer fein empfundenen Kunst ausgestattet. Unser katholisches Haus war groß und reich und konnte sich vor der Welt sehen lassen. Und schon sind eifrige Hände wieder am Werk, um die Schäden der vergangenen Jahre auszubessern, Mauern zu flicken, Wände zu verputzen, Leitungen zu legen und die alten Bilder wieder aufzuhängen. Ob wir darüber nicht noch einmal der Täuschung zu verfallen drohen wie vor 1933, wo ein sehr bedeutender Katholikenführer das bittere Wort sprach: Ich fürchte, wir sehen vor lauter Schönheit im eigenen Haus nicht die Millionen, die draußen vor unseren Bürgenscheiben vorbeiziehen. Sind wir — wenigstens im Westen und Süden des Reiches — nicht bereits wieder auf dem besten Weg, uns in die Enge unseres Heimes abzukapseln? Wir organisieren, lassen Untergegangenes neu aufleben und gründen Neues, stoßen uns mit unseren Teilunternehmungen im engen Raum, theoretisieren, problematisieren, diskutieren in zahllosen Tagungen, in Zeitschriften und Büchern, ja schon regt sich auch die alte Leidenschaft einer unfruchtbaren Kritik aneinander. Das sind ausgeprägte Zeichen des Lebens in der Enge: gestaute Kräfte, gefesseltere Leben, das sich in Ermangelung einer großen Aufgabe nach außen in die Kleinigkeiten des Inneren flüchtet, in wahrscheinlich nicht bewußter Flucht vor der harten Wirklichkeit sich Balkone und Balkönchen, gute Stuben und Wolkenkuckucksheime baut. Wie viele wertvolle und starklebendige Kräfte werden dabei gebunden, Priester, Ordensleute, Laien, die mit ehrlichem Willen sich daran verbrauchen!

Draußen aber ringen unsere Brüder und Schwestern, in der Diaspora und in der Verlorenheit, um das nackte Leben ihrer Seele, stehen die wenigen Priester, Ordensfrauen und Laienhelfer vereinsamt, wie verzweifelte Dammwächter, vor einer Sturzflut, die all ihr Seelsorgswerk zu unterspülen und zu begraben droht. Sollen wir, die wir nicht unmittelbar betroffen sind, über ihre Not hinwegsehen dürfen? Können wir sagen, es sei das ausschließliche Anliegen der zuständigen Diasporabistümer?

Dritte Folgerung: Die Seelsorgenot unserer Diaspora muß ein Gesamtanliegen des deutschen Katholizismus werden. Vor ihr sollten alle Aufgaben, die nicht die gleiche missionarische Dringlichkeit

haben, entschlossen zurückgestellt werden. Keine der Diasporadiözesen kann allein dieses Anliegen Herr werden; alle sind von Gott aufgerufen. Riesengroß wie das Kreuz der Massenausweisung steht die Seelennot unserer Brüder vor uns und ruft wie der Herr am Kreuze: Warum hast du mich verlassen? Stellen wir alles zurück: Eigenliebe, Sonderinteressen, noch so wichtig sich gebärdende Aufgaben, liebe Beschäftigungen und Spielereien. Vor den schlummernden oder in der Enge eingesetzten Kräften unserer Jungpriester, der Patres und Schwestern in den Klöstern, vor der begeisterungsfähigen Seele unserer katholischen Laienhelfer, Jungen und Mädchen soll ein großes, weites, allen Lebensmut weckendes Ziel erstehen, das Ziel des gesamten deutschen Katholizismus: Rettung der Diaspora, Ausweitung des Christusreiches im Missionsland deutscher Seele!

Der Unglaube in der Krise?¹

Von PAUL BOLKOVAC S. J.

Mehr als 90 bis 95 Prozent des deutschen Volkes ist zweifellos dem Namen nach katholisch oder protestantisch. Trotzdem war seit langem schon ein großer Teil — vielleicht sogar die Mehrzahl — der Kirche und dem Christentum entfremdet. Wenn in den Städten 25 Prozent regelmäßig am katholischen Gottesdienst jeden Sonntag teilnehmen, so gilt diese Zahl schon als gut. In manchen Gegenden, so etwa Holstein, kommt es vor, daß die protestantischen Kirchen auch an den höchsten Festen nur schwach besucht sind. Viele sogenannten Christen lebten und leben praktisch ohne Gott. Mancher hat auch schon theoretisch die Folgerungen gezogen: die Welt ist für ihn einzige und letzte Wirklichkeit.

Während des Krieges schien sich an diesem Verhältnis zwischen Glaube und Unglaube nichts zu ändern. Aber die geistige Umgruppierung nach dem Kriege wurde doch schon durch die Erfahrungen der letzten 10 bis 15 Jahre grundgelegt. So schrieb 1942 ein junger Mann von knapp 30 Jahren, der ein paar Jahre später zur katholischen Kirche übertrat, in sein Tagebuch: „Wir leben im Ungewissen — sollte es nicht eine Gewißheit geben? Die Gewißheit Gottes? Kommt Ungewißheit und mit ihr die Unsicherheit nicht aus der Wurzellosigkeit? Wir haben keine Wurzeln mehr, sind Treibgut — und das bringt den Zweifel. Würden wir aber Wurzeln schlagen können, so käme mit ihnen die Gewißheit, die Ruhe und die Zuversicht. Eines ist unausweichlich: wir werden mit dem Herrgott ringen müssen. Eher ist keine Ruhe, keine Kraft, keine Stärke möglich. Wenn die ganze Welt aus den Fugen gegangen ist, so einzig darum, daß sie nicht weiß, ob es einen Gott gibt oder nicht. Nach all diesen harten Tagen läßt sich Einer nicht mehr umgehen: der Herrgott steht mitten im Weg wie ein Felsklotz und will überwunden sein.“

¹ Als Referat gehalten auf der Semaine Internationale d'Etudes Religieuses, Versailles 17. — 24. August 1947.